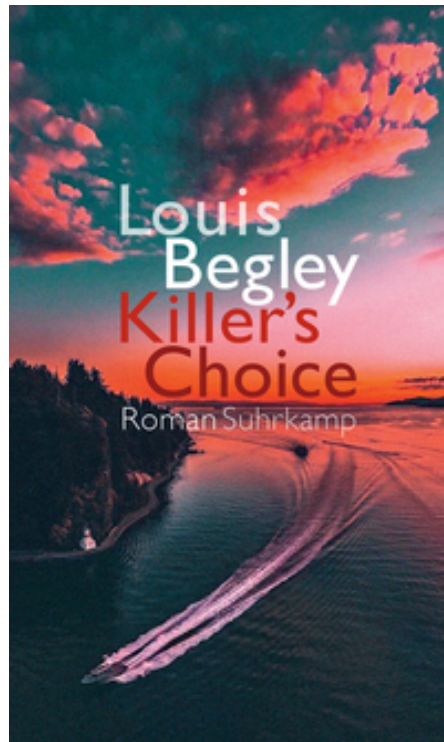


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Begley, Louis
Killer's Choice

Aus dem amerikanischen Englisch von Christa Krüger

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42879-5

SV

Louis Begley Killer's Choice

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Christa Krüger

Suhrkamp Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019
unter dem Titel *Killer's Choice* bei Nan A. Talese/Doubleday,
a division of Random House, Inc., New York.

Erste Auflage 2019

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2019

© Louis Begley 2007 Revocable Trust

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42879-5

Killer's Choice

*Für Anka und Adam,
meine wunderbaren Lektüre-Ersthelfer,
und für Grisha*

*Schlafe, mein Kind,
hoch auf dem Baum.
Wiege im Wind
schaukelt im Traum.
Wenn der Ast bricht,
wird die Wiege fallen
mit Baby und allem.*

Wiegenlied

I

Mein Ende? So weit kommt es nicht. Dafür habe ich gesorgt. So weit wird es nie kommen, hatte Abner Brown zuletzt noch gespottet, Minuten bevor er sich die tödliche Dosis Insulin spritzte.

Damals hielt ich diese Drohung nur für eine der großmäuligen Tiraden, die der diabolische texanische Milliardär von sich gab, seit ich ihm gesagt hatte, dass ich die Akten, die ich ihm auf den Schreibtisch gepackt hatte, am folgenden Tag dem US-Attorney zustellen würde. Akten, die Abner mit Sicherheit für den Rest seines Lebens hinter Gitter oder sogar in die Todeszelle bringen würden, wenn sich mit ihrer Hilfe beweisen ließ, dass er international Morde in Auftrag gegeben hatte. Seine Prahlereien vergaß ich gern. Nicht zum ersten Mal kam mir der Verdacht, dass er wahnsinnig war.

Aber ich greife vor. Ich heiße Jack Dana. Ich bin ein ehemaliger Offizier der Marineinfanterie und habe eine der härtesten Kampfschulen der Marines absolviert. Als ich mit meinem Force-Recon-Zug in der Nähe von Delaram in der Provinz Helmand in Afghanistan auf Patrouille war, erwischte mich ein Taliban-Heckenschütze. Seine Kugel zertrümmerte meinen Beckenknochen. Es kostete eine Menge Zeit und chirurgisches Geschick, mich wiederherzustellen, bis ich so gut wie neu war, nur nicht mehr gut genug für den aktiven Dienst bei der Infanterie. Als das Walter-Reed-Militärkrankenhaus mich endlich entließ,

hätte ich die elegante akademische Laufbahn wieder aufnehmen können, die ich vor 9/11 gestartet hatte, ehe ich beschloss, zu den Marines zu gehen, weil ich das Kämpfen nicht den armen Trotteln überlassen wollte, die nicht so privilegiert aufgewachsen waren wie ich und es nicht besser wussten. Aber während ich im Krankenhaus lag, begann ich, aufzuschreiben, wie der Krieg im Irak und in Afghanistan gewesen war und was er mir und meinen Männern angetan hatte. Dieses Buch zu Ende zu bringen wurde mein einziges Ziel. Und ich schloss es in New York ab, wo ich bei meinem Onkel Harry Dana wohnte, einem prominenten Anwalt, der wie ein Vater für mich war. Er stand mir sogar näher als mein wirklicher Vater. Er war auch das letzte Mitglied meiner Familie, das noch lebte. Mein Buch wurde sofort ein Erfolg; die Vorauszahlungen, die Tantiemen, die dann folgten, der Verkauf der Rechte zur Verfilmung und die Prämien, die mir zuflossen, als der Film einschlug und ein Hit wurde, all das machte mich reich. Meine beiden nächsten Romane verkauften sich fast genauso gut. So wurde ich Schriftsteller, ohne es groß geplant zu haben.

Aber ich greife schon wieder vor. Kurz nach dem Erscheinen meines ersten Buches, als ich in Brasilien auf einer Fazenda ohne Internet und Handyempfang Ferien machte, wurde mein Onkel Harry ermordet. Den als Selbstmord durch Erhängen deklarierten Mord beging ein Killer namens Sobo im Auftrag von Abner Brown. Brown war bis kurz davor Harrys wichtigster Mandant gewesen. Am Tag nach dem Mord brachte derselbe Killer Harrys langjährige Sekretärin um. Er stieß sie vor die U-Bahn. Diese Morde rächte ich sowie den Monate später began-

genen Mord an Kerry Black, der besonders geschätzten Mitarbeiterin und späteren Juniorpartnerin meines Onkels, die mir geholfen hatte, das Beweismaterial gegen Brown zu finden, die Akte, die ich dem US-Bundesanwalt übergab und die zu Abners endgültigem Niedergang führte. Kerry und ich hatten uns leidenschaftlich ineinander verliebt, aber nachdem ich Sloba getötet hatte, statt ihn nur kampfunfähig zu machen und der Polizei zu übergeben, brach sie mit mir. Sie erklärte, ich hätte keinen Totschlag in legitimer Notwehr begangen, sondern einen Mord verübt. Arme Kerry! Abner vergaß nicht, wie sie mir geholfen hatte, das Dossier zusammenzustellen, das seine kriminellen Aktivitäten offenlegte. Er hatte auch sie ermorden lassen, diesmal war der Mord als Tod durch Überdosis eines Drogencocktails kaschiert.

Kerrys Mörder konnte ich nicht töten. Damit war mir Abner zuvorgekommen. Aber seit ich wusste, dass dieser Gangster tot war, seit ich gesehen hatte, wie Abner sich selbst die tödliche Injektion setzte, hörte ich auf, an ihn und seine Verbrechen zu denken. Ich war es leid. Ich war Abner leid, und ich war es leid, zu töten, um mit ihm gleichzuziehen und seine offenbar zahllosen Berufskiller daran zu hindern, dass sie mich ermordeten. Ja, die Wunden, die mir der letzte aus dieser Bande verpasst hatte, waren geheilt, aber selbst Fleischwunden, die nur eine minimale chirurgische Versorgung brauchen und ohne größere Komplikationen verheilen, setzen dir einen Dämpfer auf – wie meine liebe Mutter gern sagte. Außerdem war ich in die Arbeit an einem neuen Buch vertieft.

In diesem Buch über den Mord an meinem Onkel Harry habe ich die Wahrheit offengelegt – ich würde eine

wahre Geschichte erzählen, versicherte ich gleich auf der ersten Seite. Einige Kritiker hatten wenig Interesse an Slobos Taten und meiner Pflicht, meinen Onkel zu rächen, viel schwerer wog in ihren Augen das Interesse der Gesellschaft, Slobos der Justiz zu überstellen, ihm einen fairen Prozess zuzubilligen. Ob ich nicht wisse, dass dies die Vereinigten Staaten von Amerika seien, ein Rechtsstaat? Ah ja! Derselbe Rechtsstaat, der Milliardären wie Abner Brown erlaubt, PACS, Lobbygruppen, und Thinktanks, die jedes beliebige rechtsextreme Ziel fördern, mit Geldströmen zu überschütten und mehr als die Hälfte der Kongressabgeordneten zu kaufen und in der Tasche zu haben. Geldströme, welche die amerikanische Politik so gründlich korrumpiert haben, dass ein dermaßen grotesk unfähiger Kandidat wie Donald J. Trump Präsident werden konnte. Eine solche Rechtsstaatlichkeit ist mir nicht gut genug. Ich bin nicht in den Krieg gezogen, um Amerika wieder großartig zu machen – ich fand es großartig genug. Ich wollte, dass Amerika wieder anständig würde, wieder ein Land, das armen Schluckern eine faire Chance gibt und sich um die Schwachen und Bedürftigen kümmert. Hätte ich nach dem Erscheinen meines Buches noch Slobos und Abner im Kopf gehabt, dann hätte ich vielleicht in die *New York Times Book Review* eine ganzseitige Anzeige gesetzt mit dem feierlichen Versprechen, Berufskiller, die in Zukunft von fanatischen Extremisten und ihren Auftraggebern ausgeschickt würden, haargenau so zu behandeln wie Slobos und seinen Boss.

Aber an nichts dergleichen dachte ich noch. Mir stand nur der schwere Schaden vor Augen, den Trumps Regierung uns im In- und Ausland zufügte. Alle Gedanken, die

ich davon freihalten konnte, galten einer jungen Frau, in die ich mich bis über beide Ohren verliebt hatte: Heidi Krohn, eine unglaublich elegante, kluge Prozessanwältin. Heidi war Kerrys engste Freundin gewesen. Sie wurde meine Partnerin in dem Unternehmen, Kerry zu rächen und Abner zu zerstören. Aber von Anfang an bestimmte sie die Spielregeln. Sie finde Männer nicht physisch anziehend, warnte sie mich gleich bei unserer ersten Begegnung. Das sei nicht immer so gewesen und müsse auch nicht so bleiben, sagte sie. Darauf gaben wir uns die Hand, und im Lauf der Zeit konnte ich mit gutem Grund hoffen, dass ich diesmal meine Karten richtig ausspielte: Geduld und Nachsicht machten sich bezahlt. Schon ein paar Wochen nach Abners Tod verbrachte Heidi die Weihnachtsferien mit mir in dem Haus in Sag Harbor, das ich von meinem Onkel Harry geerbt hatte. Ich überließ ihr mein Schlafzimmer und wollte in ein Gästezimmer auf der anderen Seite des Flurs ziehen, aber sie lud mich ein, das Bett mit ihr zu teilen. Nur zum »Kuscheln«, machte sie deutlich. Seither haben wir immer gekuschelt, inzwischen ohne die Oberteile unserer Pyjamas, und ihre Bleibe an der Ecke Lexington und Eighty-Seventh Street gab sie zwar nicht auf, befand sich aber wochentags an vielen Nächten in meiner ebenfalls von meinem Onkel Harry geerbten Wohnung an der Fifth Avenue. Wenn wir beschlossen, aufs Land zu fahren, wohnte sie bei mir in Sag Harbor und besuchte ihre Eltern in deren Haus an der Further Lane in East Hampton immer nur kurz. In der Fifth Avenue deponierte sie einen guten Teil ihrer wundervollen Garderobe und die wahre Liebe ihres Lebens, eine kohlschwarze anderthalbjährige französische Bulldogge namens Sa-

tan. Der Hund sei viel besser bei mir aufgehoben, gegenüber vom Central Park, als den ganzen Tag allein in ihrer Wohnung auf den Hundesitter warten zu müssen. Ich glaube, das waren die sichersten Zeichen dafür, dass wir uns auf dem richtigen Gleis bewegten.

Der Anruf kam kurz nach elf Uhr an einem Mittwochabend. Sie war wieder einmal in Hongkong, wo sie in einem Schiedsgerichtsverfahren federführend einen neuen Mandanten verteidigte, eine riesige japanische Baufirma. Ich hatte versucht, an meinem neuen Buch zu arbeiten, zu Hause zu Abend gegessen und wollte, als das Telefon klingelte, gerade zu Bett gehen. Ich nahm den Hörer ab in der Erwartung, ihre Stimme zu hören – wer sonst hätte mich um diese Tageszeit anrufen sollen –, aber stattdessen hörte ich Schreie. Die schrecklichsten Schreie, die ich je gehört hatte. Furchtbarer als die Schreie der im Irak oder in Afghanistan von Sprengkörpern getroffenen Marines mit abgerissenen Gliedern oder Bauchwunden, aus denen die Eingeweide herausquollen, schlimmer als das Heulen des gefangenen Taliban in Delaram, der von einem Mittelsmann der CIA gefoltert wurde, steigerten sie sich zu einem grauenvollen Crescendo. Starr vor Entsetzen hielt ich den Hörer in der Hand. Nach einer Weile, die mir unendlich lang erschien, aber in Wirklichkeit kaum länger als fünf Minuten dauerte, sprach mich eine dunkle Männerstimme an. So laut, dass sie die Schreie übertönte.

Hübsch, sagte der Mann. Schreien gut, deine Freunde. Lass ihn zuhören, soll er seine Freude haben, hat Boss gesagt.

Er verstummte. Ich schaffte es nicht, aufzulegen.

Er sprach wieder.

Also dann. Wir machen weiter.

Wieder verstummte er, aber die Schreie hörten nicht auf, wurden lauter und sogar noch verzweifelter. Dann war die Verbindung unterbrochen.

Ich legte auf und prüfte mit zitternden Händen das Verzeichnis der eingegangenen Anrufe. Der letzte war von Simon Lathrop mit einer 917- Telefonnummer.

Simon Lathrop, der Sozius, Law-School-Kommilitone und beste Freund meines Onkels Harry! Mein Handy lag auf dem Schreibtisch. Ich suchte seine Nummer in der Liste der Kontakte, und tatsächlich war der Anruf von seinem Wochenendhaus in Bedford gekommen. Nein, das konnte kein makabrer Scherz sein. Ich musste die Polizei vor Ort erreichen – sogleich. Ich wählte 911 und wurde zum Polizeirevier von Bedford durchgestellt. Ich sagte der Frau in der Zentrale, dass im Haus von Mr Simon Lathrop offenbar ein furchtbares Verbrechen begangen werde. Sie wusste, wer er war und wo er wohnte, und schrieb sich meinen Namen, meine Adresse und Telefonnummer auf.

Ich schicke sofort einen Streifenwagen dorthin, sagte sie, und gebe dem Chef Bescheid.

Was ich am Telefon gehört habe, klang so, dass Sie wahrscheinlich mehr als einen Polizisten schicken müssen, erklärte ich ihr.

Da haben Sie womöglich Recht, erwiderte sie. Wir tun, was wir können.

Viel Glück, sagte ich. Ich komme mit meinem Auto und müsste in einer knappen Stunde bei Lathrop sein.

Ich beredete die Polizisten, mich passieren zu lassen, und kam zur Veranda vor dem Haus. Dort stellte sich ein etwa fünfzigjähriger beleibter Mann in Zivil als stellvertretender Bezirksstaatsanwalt Steve Bruni von der Ermittlungsabteilung vor und sagte: Sie sind Captain Dana. Ich habe Ihr Buch *Returning* gelesen und den Film gesehen. Große Klasse. Ich bin ein Fan. Hören Sie, ich weiß, dass Sie bei den Marines gedient haben, und ich weiß, dass Sie eine Menge Tote gesehen haben. Haben ja selbst den einen oder anderen unschädlich gemacht, soweit ich weiß, etwa die beiden Auftragskiller in Sag Harbor. Ja, ich habe mich erkundigt, sobald ich erfuhr, dass die Täter Sie angerufen haben und dass Sie kommen würden. Aber was wir hier haben, ist anders als alle Tatorte, die ich in meiner Laufbahn gesehen habe, und ich habe jede Menge gesehen. Vor diesem Job hier war ich Spezialagent und habe in der Abteilung für organisierte Kriminalität gearbeitet. Das hier ist schlimmer als die Fotos von der Manson Family und Sharon Tate. Geradezu ein Ritualmord. Sie haben so was wahrscheinlich auch noch nicht gesehen, und ich weiß nicht, ob Sie sich den Anblick antun wollen.

Ich muss es wohl, antwortete ich. Simon Lathrop war ein Freund.

In Ordnung, aber ich hab Sie gewarnt. Das Haus haben sie auch in der Mache gehabt.

Das Haus ist ein großes weißes viktorianisches Gebäude. Ich folgte Bruni ins Innere, und kaum waren wir eingetreten, sah ich, was er gemeint hatte. Jemand war mit einem Baseballschläger oder einer Axt und einem Messer durchs Erdgeschoss gegangen, hatte Möbel zerhackt, Bilder von

den Wänden gerissen und zertrampelt und die Polster von Sofas und Sesseln aufgeschlitzt.

Bruni sagte wieder etwas: Die Leichen sind oben im Schlafzimmer. Wir haben überall Leute, die Fotos machen und nach Fingerabdrücken suchen und was sonst noch dazugehört.

Tatsächlich wimmelte es im Haus von uniformierten Polizisten und Agenten in Zivil.

Ich wies mit dem Kinn auf die Zivilisten und hob die Augenbrauen.

FBI, erklärte Bruni mir. Als ich dem Staatsanwalt beschrieben habe, was hier vorging, hat er den stellvertretenden Leiter des Bureaus in Manhattan zu Hause angerufen und das FBI gebeten, sich vorläufig einzuschalten. Er glaubt, dass dies hier den Stempel organisierter Kriminalität trägt. Sie werden schon sehen. Jack Curley lässt nichts anbrennen, und die Lathrops sind wichtige Leute.

An der Schwelle zum Schlafzimmer blieb er stehen und sagte: Schnallen Sie sich an. Die Leichen sind noch so, wie wir sie gefunden haben.

Bruni hatte Recht: Ich habe eine Menge Tote gesehen, auch Leichen, die von Explosionen auseinandergerissen oder von schwerem Maschinengewehrfeuer zersiebt waren. Aber nichts kam dem gleich, was man Simon und Jennie Lathrop angetan hatte. Beide waren nackt. Simon war gekreuzigt, mit zehn oder fünfzehn Zentimeter langen Spießen an Händen und Füßen an eine Schranktür genagelt worden. Penis und Hoden abgeschnitten. Seine Haut, abgeschält, hing in langen Streifen herunter.

Das hat Zeit gebraucht, bemerkte Bruni. Sie haben ihm

die Kehle durchgeschnitten. Wahrscheinlich zum Schluss, bevor sie gingen. Ein Gnadenakt!

Ich nickte. Sprechen konnte ich nicht.

Jennie lag auf dem Bett. Als ich sie ansah, erkannte ich, dass man von der Schranktür, an die Simon genagelt war, freien Blick auf das Bett hatte, sodass er genau verfolgen konnte, was man ihr antat. Mit einem dicken Stock, der noch auf dem Bett lag, und vielleicht auch mit anderen Gegenständen war sie vergewaltigt worden – ein anderes Wort dafür fiel mir nicht ein. Ihre Schenkel waren blutüberströmt, das Bettzeug blutgetränkt. Die Haut hatte man ihr nicht abgezogen, sie war noch grausamer gefoltert worden. Ihr Körper war mit Brandwunden bedeckt. Manche sahen aus wie Brandlöcher von Zigaretten, andere ebenfalls rund, aber größer. Man hatte ihr die Fingernägel ausgerissen. Auch die Zangen lagen noch auf dem Bett.

Fassung, Captain Dana, sagte Bruni, ich habe Ihnen gesagt, es ist grässlich. Und es muss lang gedauert haben. Die haben dafür gesorgt, dass es lange ging.

Ja, antwortete ich. Ja, es müssen mindestens zwei gewesen sein.

Bruni nickte. Ja, vielleicht sogar mehr.

Fingerabdrücke, irgendwas, um sie zu identifizieren?

Bis jetzt noch nichts. Aber morgen Vormittag nehmen wir uns das Haus noch einmal vor. Die Leichen bleiben hier, bis wir fertig sind. Wir haben auch draußen nichts gefunden, weder Reifenspuren noch sonst etwas. Sie sehen ja, wir haben ganz unten an der Einfahrt geparkt, damit der Wendeplatz vor dem Haus unberührt bleibt. Eingebrochen sind sie nicht. Entweder hat Mr Lathrop sie hereingelassen, oder die Tür war offen, oder sie hatten genü-